



Eine Monographie über Manuel de Falla, die zugleich einen Abriß spanischer Musikgeschichte verspricht – eine Seltenheit und geradezu einzigartig auf dem deutschen Büchermarkt. Doch schon beim Blättern durch Kurt Pahlens neues Werk stutzt man, bekommt Zweifel, ob damit eine tatsächliche Lücke auch wirklich geschlossen wurde. Sicherlich: Kurt Pahlen wäre der richtige Mann für dieses Unternehmen. Er hat lange in Argentinien gelebt, war Direktor des Teatro Colón und kennt die spanische Musik aus erster Hand. Auch Manuel de Falla hat er persönlich gekannt – der andalusische Komponist verbrachte die letzten Jahre seines Lebens im argentinischen Exil, und Pahlen hat ihn etliche Male besucht, viel mit ihm gesprochen. Aus diesem persönlichen Kontakt heraus erschien bereits 1953 Pahlens erstes Buch über de Falla. Jetzt hat er eine Neufassung vorgelegt, die sich im großen und ganzen an den damaligen Aufbau hält, im Text jedoch nur wenige Formulierungen beibehält.

Die Lektüre hinterläßt ein leicht schales Gefühl. Denn Pahlen plaudert in einer fast gönnerhaft altväterlichen Sprache über den Komponisten, und dabei wird vieles einfach nur oberflächlich gestreift, bleibt an klischeehaften Eindrücken hängen und bietet allenfalls streiflichtartige Analysen der einzelnen Werke: eine Art Musikführer für niedrige Ansprüche.

Dazu fehlen Werkverzeichnis, Register, Bibliographie. Pahlen verschmäht es grundsätzlich deutlich zu machen, woher er seine Angaben und Informationen bezogen hat. So ergeben sich immer wieder kleinere Fehler: „Atántida“ dauert nach Pahlens Angaben drei bis vier Stunden (statt eineinhalb: S. 200), 1905 ist der 1876 geborene de Falla schon 31 Jahre alt (S. 68), Albéniz' „Corpus

Christi en Sevilla“ wird in den Zyklus „España“ eingereiht (statt in „Iberia: S. 152) Turina und de Falla befreunden sich erst in Paris und nicht schon Jahre vorher in Madrid (S. 82). Das mögen Kleinigkeiten sein – aber sie sind symptomatisch für die Haltung des Autors, seinen großzügigen Umgang mit geschichtlichen Fakten. Ebenso bezeichnend, daß die Urfassungen von „El amor brujo“ und „El Sombrero de tres picos“ nur knapp erwähnt werden, daß eine abgrenzende Beschreibung gegen die definitiven Partituren (besonders im Bereich der Handlungen) nur dahinkümmert, daß die Probleme mit de Fallas letztem, unvollendetem Werk „Atántida“ nebulös allgemein bleiben. Dabei ist die Forschungsliteratur zu de Falla in den letzten Jahren quantitativ und qualitativ so angeschwollen, daß es leicht gewesen wäre, daraus eine verständliche und erschöpfende Studie auf dem neuesten Stand zu schreiben, garniert mit den persönlichen Erinnerungen an den Komponisten. Doch diese Chance wurde bedauerlicherweise verpaßt.

Reinhard J. Brembeck

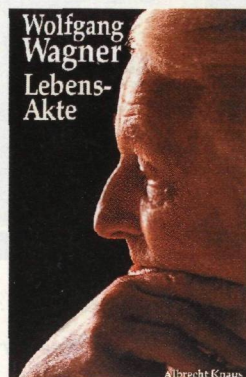
Kurt Pahlen: Manuel de Falla und die Musik in Spanien.
Schott Verlag, Mainz, 1994
204 S., zahl. Abb., DM 58,-

Durchgängiger Eindruck des Buches „Lebens-Akte“ von Wolfgang Wagner: Ein Mitarbeiter- und Lektorendebakel. Mit Formulierungen und Sätzen wie „durch ihre offenbar für nötig gehaltene Moderation“ (S. 57), „...zu seinem konsternierten Erschrecken“ (S. 59), „...unter denen heutzutage, allein durch Vorschriften und bürokratische Regelungen aller Art behindert, der Vorhang unter keinen Umständen auch bloß erst aufgehen würde“ (S. 96), „verursacht durch die unübersehbaren Wirklichkeiten der äußeren Realität“ (S. 104), „Leider wurden auch bei uns innerhalb der Festspiele Deutungen der Interpretation immer mehr üblich“ (S. 223) – mit derartigen Belegen für ein Deutsch, das in jedem Schulaufsatz verbessert wird, ließen sich Sei-

ten füllen. Wenn sich schon kein Mitarbeiter im Umfeld von Wolfgang Wagner zu verbessern traute, dann müssen sich die zum finanzkräftigen Medien-Multi Bertelsmann gehörenden Knaus-Lektoren fragen lassen, ob „lean management“ inzwischen auch „lean Hirn“ oder „lean Grammatik“ bedeutet. Oder stimmt Reich-Ranickis Bemerkung doch, daß Bücher von Prominenten nicht mehr redigiert würden, weil sie sich ohnehin gut verkaufen?

Bitter enttäuschend: Wolfgang Wagners Sicht der NS-Vergangenheit – alles wie durch einen Weichzeichner gesehen und um eine „Reinwaschung“ der Mutter Winifried bemüht. Da fallen auf Seite 13 zwar die Worte „Vereinnahmung“ und „Mißbrauch für die propagandistischen Zwecke der Partei“, aber der Satz geht weiter: „...obgleich meiner Mutter die künstlerische Freiheit als Festspielleiterin stets unantastbar blieb“. Und der Ausschluß „nicht-arischer“ Künstler? Und die „Besprechung“ der „Kriegsfestspiele“ (S. 104-106)? Der sonst so gerne aus Briefen und Akten zitierende Autor hat anscheinend seinen eigenen Brief an die Mutter vergessen, in der er den „Standpunkt“ vertritt, daß „man dem Führer unsere Pläne zur Mitentscheidung vorlegt“, denn „so ganz kann man ja nicht machen, was man will.“

Dementsprechend fehlt auch der offenkritische Blick für andere Familiendetails: die Homosexualität des Vaters, das Verhältnis der Mutter mit Hans Tietjen etwa. Versteckte und offene Kritik findet sich dagegen dauernd am Bruder Wieland, dessen wohl erdrückende künstlerische Leistung wiederholt kleinlich relativiert, dessen womöglich privat



schwieriges Wesen durch banale Episoden vergrößert wird. Harsche Kritik äußert Wolfgang Wagner sowohl gegenüber seiner Schwester Friedelind, ihrem Buch und ihren Unternehmungen, wie auch gegenüber allen Kindern Wielands. Nicht nur, daß sie alle für unfähig befunden

„Sehr viel Innenwelt“ und somit eine unverzichtbare Ergänzung zu Wolfgang Wagners Buch „Lebens-Akte“ bildet Friedelind Wagners „Nacht über Bayreuth“. Sie hat es sich im vierten Jahr ihrer Emigration, 1944 in New York auf englisch „von der Seele“ geschrieben. Es ist das Buch einer zurückgesetzten, etwas sperrigen 25jährigen Frau, die nicht auf „Onkel Wolf“ (Adolf Hitler) hereinfließt. Angesichts der geringen zeitlichen Distanz überblickte sie die Zwanziger und Dreißiger Jahre sehr gut. Ihr Buch, 1945 von Lola Humm ins Deutsche übersetzt, war bisher nur in wenigen Universitätsbibliotheken zu finden. Daher ist es ein großes Verdienst des kleinen Dittrich Verlages, das Buch wiederveröffentlicht zu haben. Friedelind Wagner: Nacht über Bayreuth. Dittrich Verlag, Köln, 1994, DM 42,80

den werden, im derzeitigen Festspielbetrieb mitzuwirken, die steti- ge Betonung der Verwaltungs- und neuerdings auch der künstlerischen Assistenzleistungen seiner Frau Gudrun wie auch der Kunstsinnigkeit seiner Tochter Katharina wirken nicht gerade unparteiisch.

Lesenswert ist das Buch immer dann, wenn Wolfgang Wagner in seinem Element ist: bei der Rettung des Archivs, bei den Kämpfen um die Wiedereröffnung, bei der Darstellung der heutigen Verwaltungsstrukturen und einem kleinen Einblick in die Festspielfinanzierung. Leider gibt er dort, wo er über Jahrzehnte hinweg der entscheidende Mann war und sich große Verdienste erworben hat, zu wenig aus den Akten und der eigenen Erinnerung preis – z.B. aus der Arbeit als Impresario, der immer wieder unkonventionelle Künstler nach Bayreuth geholt hat. Doch finden sich höchst spannende – und entlarvende – Seiten über den Versuch Karajans, zusammen mit Walter Legge schon 1951/52 Bayreuth quasi zu übernehmen (Karajan nutzt für seine Briefe

den offiziellen Briefkopf der Festspiele und fügt mit Schreibmaschine „Leitung“ hinzu) und zu einem exklusiven Schallplatten-Zentrum auszubauen. Doch da, wo es in den letzten beiden Jahrzehnten spannend würde, erscheint die „Akte“ wie die Erinnerung nichts zu enthalten: Was hat denn an dem schriftlichen Konzept von Chéreau 1974 so überzeugt? Wie kam es zur denn zur Zusammenarbeit mit Carlos Kleiber? Nach welchen Kriterien wählt Wolfgang Wagner heute Dirigenten aus? Da wäre es schön, mehr zu erfahren aus der „Innenwelt“ des florierendsten Festspielunternehmens der Welt.

Wolf-Dieter Peter

Wolfgang Wagner: Lebens-Akte
Knaus Verlag München 1994
510 S., zahlr. Abb., DM 58,-



Wenn es stimmt, daß mit dem Heraufkommen der „Telekratie“ sich die Wortkultur ihrem Ende entgegen neigt, hat dieses Buch zumindest in Regionen, wo das Bayerische Fernsehen (Drittes Programm) empfangen wird, keine Chance. Was man längst gesehen hat, braucht man ja nicht auch noch nachzulesen. Ausnahmsweise wäre etwaiges Bedauern aber deplaziert, denn die in jenem von der Raphaela Film GmbH, München, produzierten Gesprächsprotokoll – Autor: Eckhart Schmidt – dokumentierten Aussagen der Sängerin decken sich weitgehend mit ihren schriftlich fixierten „Erinnerungen“. Gegenstand der Stellungnahme sind hier wie dort, wenn auch anders aufge-

reicht, verschiedene Opernpartien mit und ohne innere Entwicklung; der persönliche Werdegang seit den Debüts in Gießen, Frankfurt, Darmstadt, die wachsende Reife dank der Begegnung mit Dirigenten wie Karl Böhm, Herbert von Karajan und Leonard Bernstein – der die Sängerin hier als „the best of all possible human beings“ bezeichnet –, mit Regisseuren wie Wieland Wagner, Günther Rennert und Otto Schenk. Als zentrale Wirkungsstätten der Sängerin erscheinen nicht erst im Nachhinein Wien, Salzburg, Berlin, Paris und New York, aber resümierende Notizen sind auch anderen Städten mit ihren Opernbühnen und Konzertsälen gewidmet. Ihrer Mutter errichtet Christa Ludwig ein Denkmal der Dankbarkeit, ihr Sohn steuert selbst ein Kapitel bei, wie auch Paul-Emile Deiber, ihr zweiter Mann. Was die unterhaltsamen, von viel Charme gezeichneten Memoiren auch gerade zum Thema haben, stets beeindruckt die sozusagen abgrundtiefe Ehrlichkeit und Unkompliziertheit, mit der man bis in Einzelheiten der Ausdrucksweise hinein konfrontiert wird. Eine absolute Absenz von launischer Ex- oder Egozentrik herrscht vor, Naivität und Selbstironie scheinen sich über die Unbilden eines bewegten Lebens hinweggerettet zu haben. Denn daß der diesmal von seiner künstlerischen und technischen Seite detailliert betrachtete Beruf, der in Christa Ludwig eine ihrer großartigsten Vertreterinnen gehabt hat, ohne immense Opferbereitschaft nicht zu bewältigen ist – daran zweifelt nach der Lektüre wohl kein Musikfreund mehr. Das Schlußwort hat ein Verehrer: Der Pianist Charles Spencer, der sich an der Seite der Sängerin über zwölf Jahre als Liedbegleiter bewährte, zumal bei der Männerdomäne „Winterreise“. Peter Csobádi als Mitarbeiter ist für die etwas summarischen und nicht fehlerlosen Listen im Anhang verantwortlich zu machen.

Volkmar Fischer

Christa Ludwig: ... und ich wäre so gern Primadonna gewesen. Erinnerungen. Unter Mitarbeit von Peter Csobádi.
Henschel Verlag, Berlin 1994.
287 S., zahlr. s/w-Abb., DM 49,80



PIAZZOLLA, BRAGATO, ARIZAGA: Tango
DOR-90201



REVUELTAS, ORBON, GINASTERA
DOR-90178



MANUEL DE FALLA La Vida Breve
DOR-90192

CD's überall im Fachhandel erhältlich!



Vertrieb: in-akustik GmbH
79282 Ballrechten-Dottingen

Sonderklassik